

Zeitschrift:	Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band:	82 (1956)
Heft:	38
Rubrik:	Der Rorschacher Trichter : Nebelspalter-Beilage mit Glossen, Possen, Skizzen und Witzen von Werner Wollenberger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

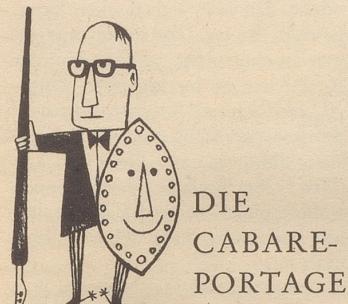
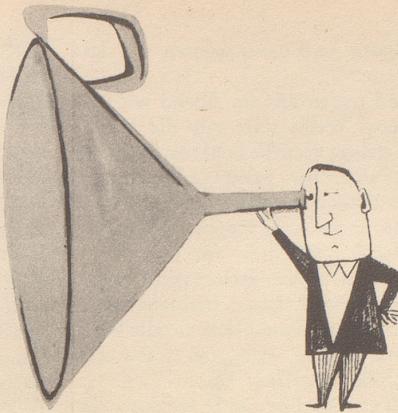
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Ein Kohlkopf namens Emil

Der Sommer 1956 ist vorbei und das ist vermutlich das einzige Erfreuliche an ihm. Er ist vorbei und wir können nur hoffen, daß er niemals wiederkehrt. Tut er es trotzdem (etwa im nächsten Juni), so sollen ihn unsere bewährten Zollorgane bitte an der Grenze abfangen und erst in unser Land lassen, wenn sie seinen gesamten Vorrat an Flüssigkeiten konfisziert haben. Hat er dann nur noch eine große, leuchtend-warne Sonne in seinem Gepäck, dann darf er kommen. Vorher nicht, denn wir sind schließlich eine Nation, die auf den Fremdenverkehr angewiesen ist und können es nicht brauchen, wenn die Ausländer nach ihren Augustferien in der Schweiz behaupten, so einen milden Winter hätten sie noch nie erlebt ...

Aber wie gesagt, er ist weggegangen, respektive weggeschwommen und hat dem Herbst Platz gemacht. Dieser ist, wie es in Schulaufsätzen so schön heißt, die Zeit der Reife. Obwohl ich Schulaufsätze grundsätzlich mißtraue, weil sie Unmündige durch ihre Themenstellung verleiten, über Dinge zu schreiben, die noch dreißig Jahre später über ihren Horizont gehen, muß ich sagen, daß das mit der allgemeinen Reife im Herbst nicht ganz unrichtig ist. Da reifen nun nämlich all-

überall die Trauben ihren Subventionen entgegen, da reifen die Kartoffeln, die wir im nächsten Mai, kurz nach der Ankunft der ersten Frühkartoffeln aus Italien, kaufen werden, da reift der Mais, teils in Form von Getreide und teils in Form der Herbstsession im Bundeshaus, da reift schließlich, höchst verborgen, auch manch Geistiges. Zum Beispiel reifen auf den Probebühnen unserer Schauspielhäuser und Opern und Boulevardtheater die ersten Premieren heran. Rigolettos knödeln ihre Arien stückweise zusammen, Fioscos versuchen durch eifriges Rollenstudium Fiaskos zu vermeiden, vierzigjährige Gretchen wühlen verzweifelt in supponiertem Stroh, Regisseure werden irr und gehen still an den Wänden hoch, die ihnen ihre Bühnenbildner zu hoch oder zu wenig hoch gezimmert haben, Korrepetitoren versuchen Leuten, die eine Musiknote nicht von einer Banknote unterscheiden können, beizubringen, wie man ein Nestroy-Couplet so singt, daß nicht beim vierten Takt die städtische Feuerwehr mit der großen Spritze erscheint, weil sie das Lied mit einer Alarmsirene verwechselt hat. Nun und so weiter. Es ist, man darf es hier sagen, schon ein rechtes Affentheater, das Theater in der Probezeit ...

Aber auch in den Cabarets reift es. Wenn ich mich nicht sehr täusche, hängt zurzeit in St. Gallen den Leuten vom «Sowieso» die Zunge in den Flügel, so müssen sie probieren und jeder Muskel schmerzt sie einzeln, weil ein unerbittlicher Regisseur an ihren Nummern herumfeilt, bis auch das letzte Stäuble des Zufälligen von ihnen gefallen ist. Und in Baden hocken die «Rüeblißäftler» in ihrem Keller und versuchen durch unablässiges Ueben den Eindruck des Improvisierten zu erwecken. Und in Zürich versucht das «Federal» alles und jedes und läßt nichts aus und nichts ungetestet, was seinem kritischen Pu-

blikum in ein paar Tagen etwa ein dürftiges Schmunzeln, ein kräftiges Kichern, ein sattes Lachen oder einen weithin dröhnen Heiterkeitsanfall entlocken könnte.

Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen ein bißchen von dieser Cabaret-Arbeit erzähle? Wenn ja, dann unterbrechen Sie bitte hier Ihre Lektüre und hören Sie den bunten Abend von Radio Bern. Sie haben es sich dann selbst zuzuschreiben. Was, sage ich nicht, weil ich ein schrecklich bescheidener Mensch bin ...

Und nehmen Sie es mir übel, wenn ich Ihnen die Geschichte anhand des «Federals» klarmache? Das ist nämlich das Cabaret von dem ich

am meisten weiß, denn es ist so nett und läßt mich manchmal ein paar Texte schreiben. Deshalb kenne ich es ein bißchen besser als die andern und ich glaube, es ist immer ganz gut, man erzählt von Dingen, die man kennt. Hat man die Absicht Dinge zu beschreiben, die einem fremd sind, geht man am besten zu einer deutschen Illustrierten. In denen hat es so viele Bilder, daß der Mann, der die Texte verfaßt, nicht auch noch im Bild sein muß. Hauptsache, er ist quick.

Lassen wir das! Es ist ja doch nichts nütze. Gegen deutsche Illustrierten kämpfen Götter selbst vergebens ... Natürlich werde ich mich hüten, Ihnen von der Produktion eines ganzen Programmes zu erzählen, denn ich schreibe hier ja kein Lehrbuch über die Verwerflichkeit der geistigen Zwangsarbeit und auch keines über die Hysterie und ihre Symptome, dargestellt an Cabarettisten und ähnlichen Unzurechnungsfähigen. Nein, ich erzähle Ihnen hier schlicht die rührende Geschichte einer einzelnen Cabaret-Nummer vom Augenblick der Geburt ihrer Idee bis zu ihrer Aufführung auf den Brettern oder Brettcchen der Hirschenbühne in Zürich. Die Nummer dauert schlußendlich genau vier Minuten und dreißig Sekunden. Das ist etwa die Zeit, die Sie brauchen, um eine halbe Tafel Schokolade zu essen, wobei ich Ihnen nicht garantieren kann, daß Ihnen dann nicht so übel ist, daß sie für die nächsten vier Wochen kein Braun mehr sehen können. Nicht einmal an einem Nerz (falls Sie eine Dame sind), und nicht einmal an einem Cadillac (falls Sie ein Herr sind, der den Nerz nicht gekauft hat).

Also: Am Anfang ist nicht etwa das Wort, am Anfang ist auch nicht die Idee, am Anfang ist die Diskussion. Zu dieser braucht es a) ein Lokal, b) 14 Tassen starken Kaffees, c) ein Paket Gauloises und d) zwei. Nun, das Lokal ist meistens das Café Odeon. Nicht das, in dem ständig Schiffe untergehen, in dem Woche für Woche internationale Koryphäen ihre besten Ideen haben und ausschließlich Genies verkehren. Nein, das wirkliche, dasjenige das aussieht wie ein Mausoleum für einen indischen Fürsten, der versehentlich einmal ein Vierteljahr an der ETH studiert hat und deshalb europäisch beeinflußt ist. Dieses Odeon.

Und es braucht, wie gesagt, zweie. Der andere bin ich, der erste aber ist der Weißi, welcher eine Abkürzung ist. In Wirklichkeit ist sein Name Otto Weißert (komprimiert: O.W.). Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wer O.W. ist. Nun, ich will es Ihnen sagen: Er ist die graue Emi-



Nach dem Kampf um die Idee. Direktor und Autor sind deshalb nicht zu sehen, weil sie erschöpft unter dem Tisch liegen.
Zeichnungen: Wolf Barth

Das verflixte weiße Papier ... (Nestroy)

nenz des schweizerischen Cabarets. Oder noch besser – er ist die schlaue Eminenz. Früher hat er das «Cor-nichon» mitgeleitet, heute leitet er das «Federal» ganz. Ueber die Art, wie er das tut, will ich nichts sagen. Zweitens tun Komplimente nie gut und erstens erhöht er meine Gage deshalb doch nicht. Hätte ich einen meiner seltenen Anflüge von Anstand, dann würde ich nur dieses sagen: Ich wüßte nicht, wer das «Federal» sonst leiten könnte ... Mit dem Weißi diskutierte ich also. Und mit dem Weißi diskutierte ich auch einen Sketch, von dem nur feststand, daß er zwei Männer und zwei Frauen beschäftigen müsse. Das Problem, wie ein Schauspieler in einem Programm beschäftigt ist, darf man auf keinen Fall unterschätzen. Hat er zu viel zu tun, dann schafft er die Umzüge nicht, stürzt auf die Bühne und keucht so, daß zufällig anwesende Aerzte auf Asthma tippen und die übrigen Zuschauer Mitleid ergreift und Empörung über eine Direktion, die offensichtlich erholungsbedürftigen Menschen zumutet, braungeschminkt herumzuhüpfen. Hat er zu wenig zu tun, dann sitzt er in der Garderobe, mißhandelt Fliegen, säuft Cognac und macht ein Gesicht wie eine durchnäste Kondolenzkarte. Wie gesagt: Beschäftigungsmäßig brauchten wir einen Sketch für zwei Frauen und zwei Männer. Für das Läubli, die Glaser, den Roderer und den Kaiser von Indien. Also suchten wir einen solchen. Wir suchten sieben Expressos und vierunddreißig Zigaretten lang. Anschließend suchten wir unter dem Tisch, in sämtlichen Tageszeitungen und in der gesamten Komödienliteratur, angefangen bei Plautus, endend bei der Broschüre «Achtung, die Schweiz!» von Max Frisch, was zwar kein Lustspiel ist, aber immerhin doch auch ganz komisch. Dann suchten wir verschiedene Ausflüchte, um nicht weitersuchen zu

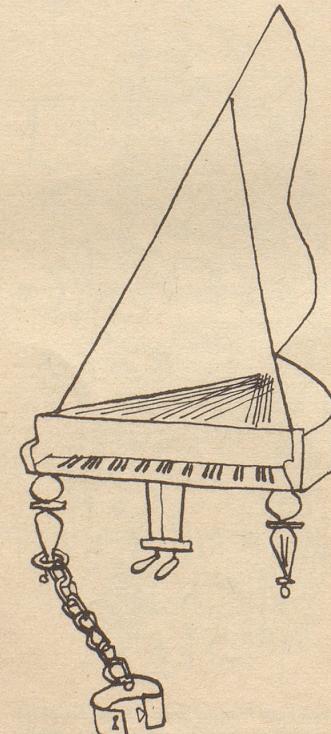
müssen, und dann suchten wir das Weite.

Und trafen uns am Abend wieder, wobei Weißi statt mir die Hand zu geben, dieselbe hohl machte. Das ist eine, für jeden Cabarettisten unverkennbare Geste: Sie bedeutet, daß er zwanzig Rappen will. Das aber ist der Preis für eine Idee, und wenn Sie jetzt sagen, mehr seien unsere Ideen meistens auch nicht wert, dann haben Sie alle Voraussetzungen, ein gutes Cabaretpublikum zu sein.

Ich gab sie ihm und er erzählte mir die Idee: Wir spielen die Geschichte eines Kohlkopfes. Das heißt, wir erzählen in diversen Stationen eines Krautkopfes, vom Augenblick an, wo er das Feld des braven Landmannes, der ihn gepflanzt hat, verläßt, bis er in die Hand der Hausfrau kommt, erzählen weiterhin, wie er durch siebzehn Hände von Händlern geht und wie das den Kohlkopf nicht unerheblich versteuert.

Die Idee gefiel mir. An ihr konnte man deutlich machen, warum unsere Lebensmittel und auch unsere anderen Gebrauchsgegenstände so teuer sind. Und man konnte die immer wieder fällige Nummer gegen die immer wieder aktuelle Teuerung schreiben.

Sie hatte nur einen Nachteil: Sie hatte noch keine spielbare Form. Das heißt, sie war nicht bühnenreif. Man mußte dem Skelett des erst Gedachten das Narrenkleid des Cabarets finden. Die Leute lachen nicht über Theorien. Sie lachen über Bühnenpraxis.



Komponisten sind freie Künstler. Es sei denn, sie arbeiten für das Cabaret ..

Nach zwei Stunden machte ich die Hand hohl, bekam meine zwanzig Rappen zurück und schlug vor, den Kohlkopf zu personifizieren. Jemand sollte ihn spielen, die anderen sollten ihn sich in wechselnden Kostümen wechselnder Zwischenhändler zureichen und versteuert weitergeben.

Weißi fand das sehr gut. Er schlug sofort vor, der Roderer solle den Kohlkopf spielen. Er sei der beste Kohlkopf, den wir im Ensemble hätten. Im Geiste überschlug ich die Art, wie ich dem Roderer beibringen könnte, er sei ein vorzüglicher Kohlkopf. Schauspieler haben ihre kleinen Eitelkeiten ...

Als ich mich schon erheben wollte, machte Weißi wieder die Hand hohl. Widerwillig trennte ich mich von den zwanzig Rappen und hörte zu, wie er mir erklärte, mit der Idee des personifizierten Krautkopfes sehe er die Sache anders. Das sei kein Sketch mehr, sondern eine Nummer, die nach Musik schreie. Der Kohlkopf könne sich nicht realistisch fortbewegen. Er müsse das pantomimisch tun.

Ich wehrte mich wild. Verse sind so viel heikler zu schreiben, als Prosa. Aber ich sah es ein und ging nach Hause und begann ...

Nein, von den Qualen des Schreibens einer Cabaretnummer erzähle ich Ihnen erst, wenn Sie mir etwas Wüstes angetan haben. Es ist etwas Grausames: Da ist ein Tisch und auf dem liegt ein weißer Schreibrückblock und grinst Dich an, unverschämt, penetrant, sadistisch. Und flüstert hämischt: «So verschmier' mich doch ... so fang' doch schon an ... so lass' Dir doch schon etwas einfallen ...!»

Irgendwie habe ich es dann geschafft. Und als ich fertig war, setzte ich mit Schwung die Ueberschrift darüber: «Ein Kohlkopf namens Emil!» Und atmete auf und tanzte auf einem Bein durchs Zimmer und schmiß eine Vase mit Gladiolen um und sank gebrochen in einen Stuhl, denn mir fiel plötzlich ein, daß das mit dem Emil nicht gehe. Keinesfall. Nie im Leben. Vor allem nicht in einer Stadt, deren Präsident diesen Vornamen hat. «Ein Kohlkopf namens Emil ...» Wenn die Leute das hören würden, erwarteten sie mit Verläßlichkeit eine Nummer gegen ...

Du liebes Bißchen, das war nicht zu machen!

Warum?

Also: Wir haben da in Zürich einen Stadtpräsidenten und ich müßte lügen, wenn ich sagte, wir hätten ihn noch nie ein bißchen angeschossen. Aber nicht so! Denn – und das muß einmal gesagt sein – der Mann mag manchmal ein wenig ausrustchen und origineller werden als

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister des cabarettistischen Bühnenbildes! Oder: Kein Einfall ist manchmal der beste!

er es unbedingt sein müßte, aber von diesen kleinen Fehlrittritzen abgesehen ist er der feinste, netteste, lustigste und beste Stadtpräsident, den man sich denken kann. Jawohl, ist er! Und wenn mir etwas an ihm nicht gefällt, dann ist es, daß ein so humorvoller, launiger und heiterer Stadtpräsident eigentlich gar nicht nach Zürich gehört. Sondern nach Basel

(Das heißt: So sicher bin ich auch wieder nicht, denn die Basler haben leider viel mehr Witz als Humor ...)

In Anbetracht meiner Nummer war der feine Emil allerdings eine Katastrophe. Ich hatte so kunstvolle Reime auf den Namen: «Schlemihl», «Heimetstil», «viel zu viel». Und die mußte ich jetzt alle ersetzen nachdem ich «Emil» durch «Edi» ersetzt hatte ...

Dann brachte ich sie dem Weißi, welcher sie unbewegten Gesichtes las, während ich nervös an den Nägeln kaute. Einmal lachte er. Ueber einen Druckfehler. Und sonst nie mehr, bis zum Ende nicht.

Gottseidank! Nummern, über die unsereins lacht, die stinken. Ueber die lacht nachher niemand. Alte Cabaretregel, tausendmal bewiesen! Weil wir professionell deformiert sind und über alles lachen, nur nicht über das, was Normale komisch dünkt ...

Die Nummer ging expreß nach Basel. Radiostudio. Zuhanden von Herrn Hans Möckel, dem die Aufgabe zufiel, sie in Musik zu setzen. Er telefonierte postwendend, er habe keine Zeit. Drei Hörspiele, siebzehn Arrangements und vier Festspiele in Idealkonkurrenz mit einem Dokumentarfilm über die Entwicklung des Engerlings zu einem Citroen 2 PS warteten auf ihn. 20 Minuten redeten wir auf ihn ein. Wir appellierte an seine weitbekannte Menschlichkeit, verglichen ihn mit Henri Dunant, Pestalozzi und Albert Schweitzer – er blieb hart. Wir bestachen ihn mit einer Erhöhung der Gage. Er sagte, sogar wenn sie verdreifacht sei, bringe sie ihm nicht ein, was er während des Komponierens an seinem Klavier abnutzte. Wir sagten ihm, daß er außer Mozart der einzige

sei, der die Nummer komponieren könne. Woraufhin er uns riet, uns doch an den zu wenden. Wir sagten, er sei bis Mittwoch verreist. Bach sei auch nicht frei.

Schließlich hörten wir ihn umfallen, fragten ihn, ob ihm schlecht sei, und er flüsterte: «Ja!» Was wir, im Laufe der Jahre weitherzig geworden, als Zustimmung auffaßten.

Zwei Tage später war die Nummer da. Möckel brachte sie selbst, würgte mich kurz unter der Türe und behauptete, eine Seite in einem Lehrbuch der Chemie holpere weniger, als meine Verse. Sie zu komponieren sei keine Arbeit für einen Musiker, sondern reiner Masochismus.

Dafür trat ich ihm gegen das Schienbein und war entschlossen, seine Musik schlecht zu finden. Leider war sie so gut, daß ich nichts sagen konnte, ohne von sämtlichen Männern als musikalisches Wildschwein bezeichnet zu werden.

Möckelmusik ist meistens gut. Noch öfters ist sie aber schwierig. Fünf Stunden pro Tag standen die Federalisten in den nächsten Tagen um das Klavier und versuchten sich, an die Melodie zu gewöhnen. Dabei hielten sie sich die Ohren zu, denn jeder fiel unweigerlich aus seiner Stimme, wenn er den andern hörte. Infolgedessen hörten sie auch nicht, wie falsch sie einzeln sangen. Wir hörten es und tranken wenig Optalidon in viel Cognac.

Dann hatten sie es und gingen damit auf die Bühne. Zehn Tage lang, drei Stunden pro Tag. Probieren. Fingen von vorne an. Probieren. Rekapitulierten. Lernten den Text. Probieren.

Während Wolf Barth an einer Idee für das Bühnenbild arbeitete. Er hatte schließlich sieben Lösungen. Erstens ein Herbstbild mit einem Krautacker, von dem nur noch die Strünke zu sehen waren. Das mißfiel uns, weil es zu poetisch war. Zweitens einen Krautkopf, der wie ein Fesselballon in den Himmel der übersetzten Preise entschwebt. Das war uns zu symbolisch. Drittens ein riesiges Kohlblatt, an dem drei Raupen fraßen. Das war uns zu unästhetisch. Viertens eine Statue vom Michael Kohlhaas. Das war ein Witz von ihm. Fünftens, sechstens und siebtens andere Vorschläge, die uns auch mißfielen. Sonst hatte er nichts, außer einer Wut über unsere anspruchsvollen Wünsche.

Schließlich fand er doch etwas. Nämlich nur eine grünlich-bläuliche Fläche, die einen guten Spielhintergrund für die Kostüme abgab. Bühnenbilder können nicht sparsam genug sein, sofern sich bewegte Nummern vor ihnen abspielen, wenn das auch achtundneun-

zig Prozent aller Bühnenbildner nicht einsehen wollen. Und sagen, sie hätten sich nicht sieben Jahre in Paris durchgehungert, um dann Flachmalerarbeit zu leisten ... Die Kostüme selber waren sehr schön. Roderer war der echteste Kohlkopf, den ich je gesehen habe. Wenn er nicht aufpaßte, stürzten sich sämtliche Holzwürmer im Hirschen auf ihn. Raupen kamen von weither. Engerlinge verfolgten ihn in Viererkolonnen.

Und dann sahen wir uns die Nummer an. Sie war großartig, wenn auch nicht mehr von mir. Jedem Schauspieler war auf der Probe etwas äußerst Lustiges eingefallen. Und jeder ...

Aber wozu erzähle ich Ihnen das eigentlich noch? In ein paar Tagen haben wir Première und dann haben Sie Gelegenheit, «Edi den Krautkopf» selber zu sehen. Im Cabaret Federal. Zürich. Hotel Hirschen. Preise von 3.30 bis 6.60. Exklusive Konsumation.

Vier Minuten und dreißig Sekunden werden Sie sich dann unglaublich amüsieren. Vier Minuten dreißig Sekunden lang ... Und wir haben, acht Nasen hoch, vierzehn Tage lang daran ... Doch ich will nicht bitter werden ...

Außerdem werden Sie sich auch gar nicht amüsieren. Keine vier Minuten, keine drei Minuten, keine ... Also nicht eine Sekunde.

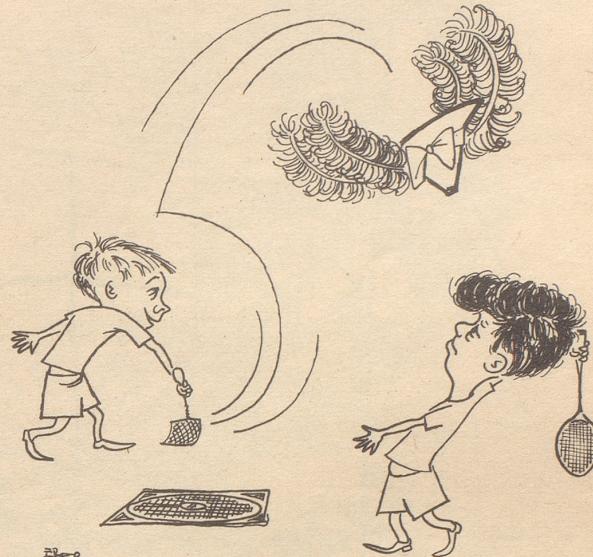
Weil: Als wir uns die Nummer «Ein Kohlkopf namens Edi» angeschaut hatten, da schauten der Weiß und ich uns an und da machte ich die Hand hohl und er verzog die Unterlippe bis tief unter den Nabel und griff in die Tasche und gab mir zwanzig Rappen zurück. Es war doch keine so gute Idee gewesen ...

Der Kohlkopf Edi ... Weshalb wir ihn durch einen Sketch für den Keiser und die Gläser ersetzten.

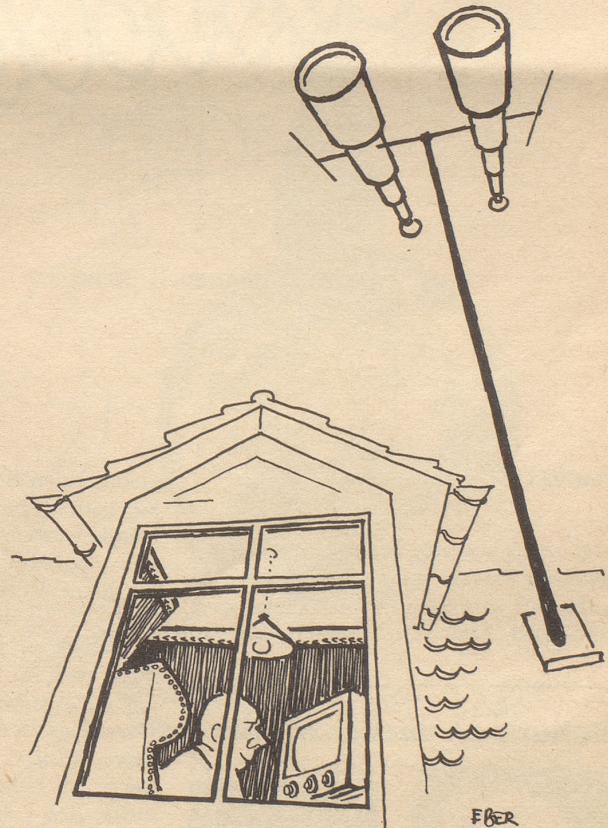
Er heißt «Storchenbotschaft» ...



Hier ruht Emil der Kohlkopf ...



Mamas Hütchen



Der schwachsichtige Televisionär